Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 27 **Marburg i. H., den 6. Juli** **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Kreuzritter — Pessimismus und Optimismus — Neue Wege zur deutschen Volkskirche. Erste Hälfte — Von der Mission des alten Christentums (Harnack, Lietzmann) — Von indischer Frömmigkeit. 4. Der Glaubenszeuge — Pessimismus und Optimismus. Lose Blätter aus allerhand Büchern — Verschiedenes: Aus deutschen Kriegsgefangnenlagern (Correvon u. A.); Kriegsgefangnen-Schule im Zeltlager von Frith Hill (Umfrid); Die Seelsorge an den Kriegsgefangenen in Deutschland (Schreiber); Was muß unsre Kirche im gegenwärtigen Kriege lernen (Graue); Kriegs-Literatur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Kreuzritter

Ueber geschlossenem Visier
Seh ich nur Wolken und Himmelsblau, hintrabend
Auf müdem Tier.
Die Straße senkt sich langsam in den Abend.

Schritte schallen. Ein Gruß trifft mein Ohr.
Die Schritte verhallen. Stille wie zuvor.

Ich weiß nicht, welche Landschaft mich umbreitet,
Weiß nicht, wer mir vorüberschreitet.
Mein Blick ist aus der Zeit gerichtet,
Bis Morgenrot die Zinnen der Verheißung lichtet.

Julius Kühn

Pessimismus und Optimismus

Aus Einem Munde gehet Loben und Fluchen. Jak. 3, 10

Schon schreiben wir Juli, und das zweite Kriegsjahr neigt sich seinem Ende zu. Kein Wunder, daß überall die Gedanken und Urteile auf einen besinnlicheren Ton gestimmt sind als im Anfang. Doch lehnt sich unter persönlichen Erfahrungen der leidenschaftliche Wille dazwischen mächtig auf wider das Unabänderliche.

Nun ist viel die Rede von Pessimismus und Optimismus. Zweierlei Menschen scheint es zu geben: Pessimisten, die immer wieder geneigt sind, einen düsteren und beängstigenden Eindruck von dem Gang der Dinge um sie her zu empfangen und zu vertreten; Optimisten, die im Gegenteil den Himmel stets heiter sehen über einer gar nicht so üblen Welt. Schließlich sind wir doch Eine Menschheit und erleiden Ein Geschick! Aber „aus Einem Munde gehet Loben und Fluchen".

Man spricht von einer Weltanschauung des Pessimismus und von einer Weltanschauung des Optimismus. Schwerlich wird, wenn beide wirklich lebendig existieren, eine davon die richtige sein. Beide sind mehr eine Ansicht von der Welt, als daß sie die Welt sehen wie sie ist.

Und in der Tat ist das Persönlich-Subjektive das, was solche Weltansicht bestimmt. Dein und mein Temperament, deine und meine Stimmung, deine und meine besondre Lebensführung, dein und mein Lebensideal — all das entscheidet darüber, ob wir die Welt beurteilen als ein Jammertal oder als ein Paradies. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Die verhältnismäßige Unwichtigkeit des äußeren Schicksals, der äußeren Wirklichkeit konnte uns in diesen Kriegszeiten vollends zum Bewußtsein kommen. Zwar ein Sieg scheint das aller Realste von allen Realitäten zu sein, was es gibt. Aber schon darin zeigt sich das Subjektive des Hergangs, daß der Siegesjubel sich über unermeßliche Schmerzen und Grausamkeiten, die der Sieg objektiv in sich schließt, gewaltsam hinwegsetzt. Wie schnell aber bemächtigt sich des großen Ereignisses die Reflexion: was bedeutet dieser Sieg? Bringt er uns dem Frieden, bringt er uns dem ersehnten Kriegsziel näher? Welche Opfer hat er gekostet? Ist er nicht zu teuer bezahlt? Und alsbald ist einer düsteren Betrachtung Tür und Tor geöffnet, die mit dem ersten Jubel den Kampf aufnimmt.

So wird die Entscheidung für den Optimismus oder den Pessimismus ganz in die Brust eines Jeden gelegt. Und nun wäre ja weiter nicht viel darüber nachzudenken, wenn sie da einfach durch das Temperament, durch die Naturanlage eines Jeden automatisch herbeigeführt würde. Das ist nun Gott Lob nicht der Fall. Gerade an diesem Orte stellt sich der Geist ein und will Oberhand behalten. Mögen die Nerven und die sonstigen Leibeskräfte versagen: es gibt ein Triumphieren über diese natürliche Schwäche. „Wenn ich schwach bin, so bin ich stark." „In dem allen überwinden wir weit." Oder mag das Glück uns hell ins Herz hinein lachen: wir wissen, daß wir nicht dazu auf Erden sind, um glücklich zu sein. „Wir haben hier keine bleibende Stadt." „Ein Tag, der sagts dem andern, mein Leben sei ein Wandern ..."

Man redet vom Pessimismus und Optimismus auch des Christentums. Ist der Christ ein Pessimist oder ein Optimist? „Er hat etwas mit Till Eulenspiegel gemein: der war ernst und traurig, wenn es den Berg hinab ging, und heiter den Berg hinan." Der Christ gibt sich keiner von beiden Stimmungen hin. Er kennt sie; er flieht sie auch nicht, soweit sie etwas Natürliches sind; er vertieft sie mit Gottes Hilfe; und vor allem, er überwindet sie immer wieder mit Gottes Hilfe.

Zwei Jahre Kriegszeit. Wer da nichts andres ist und sein mag als Pessimist oder Optimist, dem hat dies schwere Weltschicksal wenig genützt. Für den Pessimisten ists zum Verzweifeln. Und der Optimist muß ein herzlich oberflächlicher Mensch sein.

Aber durch die hin und her wogenden Erschütterungen der Seele einen festen Sinn bewahren, und wenn eignes oder fremdes Leiden drückt, dennoch zuversichtlich das Haupt erheben, wenn aber Freude einkehrt, sie dankbar genießen, ohne übermütig zu werden und sich in törichte Sicherheit zu wiegen — das ist recht. So wird man sich nicht mit verbundenen Augen leichtsinnig hinwegsetzen über das, was wirklich des Schmerzes, der Sorge, des Abscheus und der Abhilfe wert ist, und wird auch nicht versinken im Unerwünschten, sondern — durchhalten.

Gott, führe uns aus all dem Lärm und der Not der Zeit immer wieder in die Stille. Da laß die Quellen der Kraft strömen von deinem Herzen zu unserm. Und dann hilf uns wieder hinausgehen ins Leben, trotzig und frei, demütig und gebunden, Werkzeuge deines Willens! R

Neue Wege zur deutschen Volkskirche

Vortrag, am 25. April in der Freien Volkswirtschaftlichen Arbeitsgemeinschaft zu Berlin gehalten [1])

1

Wir erinnern uns noch des Tages im letzten Winter, da in Berlin die Freudenbotschaft von Mund zu Munde lief: Das serbische Heer ist gefangen, alle Kirchenglocken läuten zur Siegesfeier. Und Abends folgte die Enttäuschung: es war nur die preußische Generalsynode, die ihren Gottesdienst einläutete. Da ging eine Bewegung des Erstaunens, der Geringschätzung und der Ungeduld durch das Publikum. Was wollen die frommen Herren? „Laßt sie gewähren" sagten Andre „und stört sie nicht, sie stören die Welt auch nicht weiter als mit einem falschen Siegesalarm."

Diese Geringschätzung der Landeskirche und ihrer Organe noch mitten in der religiösen Erhebung des Weltkrieges hat man ihr selbst schuld gegeben: die Kirche habe sich zu spät gerührt, habe versagt, so klagten Viele sie an, am lautesten Johannes Müller mit seinem Ruf: Wo bleibt die Kirche?

Und doch brauchte die offizielle Kirche keines Geläuts, um das Volk zu sich zu rufen. Sie brauchte vom ersten Tage an nur da zu sein und ihre Türen weit zu öffnen. Denn von allen Wundern unsrer großen Zeit das größte erlebten wir hier: das heiß ersehnte, vergeblich erstrebte Ziel protestantischen Christentums war erfüllt: Wir hatten die deutsche Volkskirche.

Damit aber war die Aufgabe doch erst gestellt. Hatte die Spannung des Abschiednehmens, die Not des Schicksals, die kein Haus verschonte, den Menschen mit einem Schlage die großen Ewigkeitsfragen vor die Seele gestellt: „Was ist der Mensch, wohin geht er und wer wohnt über den goldnen Sternen?" so galt es, dieses religiöse Bedürfnis des Volkes aufzufangen und zu leiten. Diese Aufgabe zeichnen die Worte des Oberkirchenrats, die der Oberpräsident von Rheinbaben in seiner großen Rede auf der Synode wiederholte:

> Die evangelische Volkskirche ist vor Gott und der Geschichte unserm Volk dafür verantwortlich, daß der Strom des neu erwachenden religiösen Lebens nicht versandet.

Aber das Losungswort Volkskirche muß uns noch in einem besondren Sinn willkommen sein; ich meine, als die Ueberwindung der Spannung zwischen der vaterländischen und der religiösen Erhebung des Volkes. Während nämlich die vaterländische Erhebung sich in beispielloser Geschlossenheit und Kraft vollzieht, leidet die religiöse an einem tiefen Zwiespalt. Die von Le Seur, Mahling, Baumgarten ausgesprochenen Fragen des Themas „Krieg und Bergpredigt" beleuchten hell die Gewissensnöte der tiefer empfindenden Christen gegenüber all den Widerchristlichkeiten der Weltkriegstragödie. Diese Bedenken aber geraten alsbald in Gefahr, von der nationalen Empfindung als Schwäche und Mangel an vaterländischem Geist gebrandmarkt zu werden. Unsrer sturmbewegten Zeit fehlt das feine Organ für jene tiefergrabende, nachdenkliche Kritik, die ein Friedrich Wilhelm Foerster[2]) von einem rein religiösen Standort aus an Treitschkes Nurpatriotismus übt. Vom Sturm der Begeisterung getrieben übersegelt die nationale Idee einfach die religiöse, und diese muß sich jener — wie in Frankreich — ins Schlepptau geben, sie wird säkularisiert und gerät in Gefahr, sich zu verflüchtigen. Aus dieser Gefahr befreit das Losungswort von der Deutschen Volkskirche. Es umfaßt den ganzen Inhalt des vaterländischen Hochgefühls und weiht ihn, indem es ihn unter die Ewigkeitsgedanken des Gottesglaubens und der Verpflichtung vor Gott bringt: das deutsche Volk sucht seine deutsche Kirche.

2

Ehe wir dem reichen Inhalt dieses Wortes nachgehen, bedarf es einer Vorfrage. Soll unser Kreis, dem hier der Kriegssturm als reife Frucht vom Baume der Zeit zu schütteln scheint, woran so viel vergebliche Mühe gewendet worden ist, nicht schmerzlichen Illusionen zum Opfer fallen, so gilt es zu fragen: Welcher Art ist, welchen Wert hat, welchen Bestand verspricht die Volksfrömmigkeit, die hier den Weg zur Kirche sucht?

Zwei Meinungen stehen schroff sich gegenüber: Enthusiasten und Skeptiker.

Einem Johannes Müller ist der Krieg das Erlebnis κατ ἐξοχην seiner Erlebnisreligion: die Offenbarung und Lebenserhöhung, von der herab er kein Wort zu hart findet, den elenden Strohtod zu schmähen, der nicht auf dem Schlachtfelde gestorben wird. Er führt seine Scharen reumütig der Kirche zu und bekennt: Wo wären wir jetzt mit unsrem Gottverlangen geblieben, hätte die Kirche uns nicht ihre Tür geöffnet?

Und in unsrem Kreise urteilt ähnlich Rade: ihm hat der Krieg alle Werte umgewertet, Staat und Kirche haben in gemeinsamer Not ihren ewigen Bund mit einander geschlossen.[1])

Die Skeptiker — weniger laut, aber nicht weniger eindringlich — meinen, mit der Frömmigkeitspflege seis wie mit der Blumenpflege: ob und wie die Leute sich mit Blumen ihren Lebensweg schmücken, bestimmt die Sitte. In Zeiten der gehäuften Freuden- und Trauerfeiern steigt die Nachfrage nach Guirlanden, Sträußen, Kränzen ins Ungemessene; aber die Menschen sind dabei nicht Blumenfreunde geworden. Es werden normale Zeiten wiederkehren, in denen sie wieder ihren Hochzeitsstrauß, ihren Grabkranz, hier und da einen Topf ans Fenster und Sonntags eine Blume ins Knopfloch kaufen werden. Und nicht genug damit, nach dem Gesetz der Pendelbewegung wird der erhöhten Nachfrage eine verschärfte Ablehnung der Religionspflege folgen, das Interesse der Menschen wird sich von der Kirche abwenden: wird es doch völlig absorbiert werden von der Größe und Schwere der wirtschaftlichen Konflikte nach dem Friedensschluß.

Zwischen diesen beiden Parteien stehen mitten inne die vorsichtig-zweifelnden Beobachter, die von widerspruchsvollen Meldungen aus den Schützengräben zu berichten wissen: bald heiße Sehnsucht nach Feldseelsorge, bald übersättigte Ablehnung jeder Erbauungslektüre. Eins zeigt sich jedenfalls: die Menschen draußen im feldgrauen Rock stehen im Grunde nicht anders zur Religion wie vor dem Kriege schon. Deshalb dürfen wir auf unsre Beobachtung der Laienreligiosität daheim zurückgreifen. Schalten wir die beiden Gruppen aus, die das Laientum rechts und links begrenzen:

Hier die entschiedenen Gemeinschaftschristen, wie sie sich um Bodelschwingh oder Keller scharen und ihre Kreise bewußter eng umgrenzter Frömmigkeitspflege ziehen — es sind und bleiben Sonderkreise, haben ihre Stimmen auch oft aus dem Schützengraben den hellsten Klang — dort die ausgesprochenen Gegner von Christentum und Kirche, die Gefolgschaft Ernst Haeckels, August Bebels, — so bleibt eine breite Mittelschicht vielfach und völlig unbestimmt abgestufter lauer Kirchgänger- und Nichtkirchgängerschaft, das Laienelement, von dem unsre Theologen klagen, daß es die Mitarbeit an der Kirche versage.

Diese Zurückhaltung des Laienelements hat, sehe ich recht, drei Gründe:

1. den Respekt vor der Größe der Aufgabe. Der geistig angespannt arbeitende Akademiker, Beamte, Kaufmann, hat nicht die Zeit und Sachkunde, im Kampfe der kirchlichen Richtungen Stellung zu nehmen. So wenig der Theologe darüber urteilen darf, ob der Pandektist Windscheid oder der Germanist Gierke das bürgerliche Recht besser gestalten wird, ob Schutzzoll oder Freihandel unsrer Volkswirtschaft frommt, ob Dreadnought oder Unterseeboot einen Seekrieg entscheidet, so wenig werden Rechtsgelehrte, Volkswirte und Admirale urteilen, ob Harnack oder Cremer das Christentum besser verstanden, ob Lasson oder Jatho die reinere Lehre des Evangeliums predigen.

So findet die Pflicht zur eigenen politischen wie religiösen Stellungnahme — das darf uns das schöne Wort vom all-

1) Zu dieser Arbeitsgemeinschaft, die natürlich mit der viel so genannten „Konferenz deutscher evangelischer Arbeitsorganisationen" (s. Nr. 12 d. J.) nicht zu verwechseln ist, gehören bisher drei Berliner Gruppen: die Vereinigung der Freunde der Volkskirche, der Evangelische Laienbund und die Religiösen Diskussionsabende. D H

2) Geschrieben vor dem jetzigen Münchener Konflikt.

1) Das war nun von mir vielmehr als Gewissensfrage gemeint, nicht als Bekenntnis. D H

gemeinen Priestertum nicht verschleiern — ihre Grenze an der Schwierigkeit der Aufgabe. Und die Beteiligung von Ministerialräten, Bankdirektoren und Generalstabsoffizieren an einem evangelischen Laienbunde wird immer zu wünschen übrig lassen.

Dazu tritt aber als Zweites eine offensichtliche Abneigung gegen die Berührung der Sphäre des täglichen Lebens mit der Sphäre der Religion.

Ein erfahrener Kaufmann sagte mir als seine Berufserfahrung: Schreibt mir mein Schuldner „So wahr ein Gott im Himmel lebt, Sie werden Ihr Geld bekommen!", dann kann ichs getrost in den Schornstein schreiben.

Der Strafrichter weiß es: je gewissenloser der Verbrecher ist, desto mehr triefen die Briefe, die er aus dem Gefängnis an Frau und Kinder schreibt, von frommer Salbung.

Und endlich der Arzt sucht mitleidlos hinter der spontanen Religiosität als Ursache die krankhafte Steigerung des körperlichen Trieblebens und rubriziert mit kaltem Lächeln fromme Erregung als Bigotterie unter die Symptome des hysterischen Nervenleidens.

Was Bodelschwingh so gern zur Verteidigung seines alten Glaubens anführt: den Hinweis auf das körperliche und seelische Elend in seinen Anstalten und die Kraft, die ihm und den Seinen dieser Glaube für die Arbeit dort gibt, das äußert sich hier umgekehrt in der Abneigung des natürlichen Menschen gegen das Gebet aus der Not, gegen die Religiosität dessen, der irgendwie physisch oder moralisch Schiffbruch gelitten hat: die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken!

Das aber erschöpft noch nicht die Beobachtung. Ein Drittes ist das Wichtigste: Es ist die Scheu vor der Profanierung des religiösen Innenlebens.

Im Gesundbeterprozeß, dieser Fundgrube für den Religionspsychologen, fand die eine Zeugin lauten Beifall, die so recht als vox populi sagte: „Wenn ich krank bin, gehe ich zum Arzt, und wenn ich bete, bete ich allein."

Wie hier die Frage, um die es sich dreht: Kann frommer Gebetsglaube Krankheit heilen? nicht beantwortet, sondern umgangen, wie dann das Gebet bejaht und dann zu einer Niemandes Kontrolle unterworfenen Privatsache erklärt wird, und wie diese Zeugin im stolzen Bewußtsein ihrer höheren — weil verschwiegeneren — Frömmigkeit die Angeklagten mit Verachtung straft, die mit religiösen Kräften für Geld — fast wie beim Ablaßunwesen — Handel treiben, das ist für unsre Laienreligiosität typisch. Und fast nirgends sehen wir im öffentlichen Urteil Mitempfindung für den rührenden Zug des naiven Bibelglaubens, Anerkennung des Mutes dieser Zeugen, die ihre religiöse Ueberzeugung dem frivolen Spott der Weltkinder preisgeben; nein, vielmehr den Vorwurf hören wir: ein Offizier, der sich zu solchem Aberglauben verirre, würdige des Königs Rock und die Ehre seines Standes herab.

Daß Hindenburg frommer Gemeinschaftschrist ist, ist solchem Urteil freilich unbekannt; denn auch die Gemeinschaftsbewegung mit ihrer eindringenden, fast ins Fieberhafte gesteigerten Frömmigkeitspflege steht im Laientum unter demselben Verdammungsurteil: Das Gebet gehört nicht an die Straßenecken, wo die Heuchler stehen, es gehört ins Kämmerlein.

In dieser Laienempfindung ist der Schlüssel zum Verständnis dessen zu finden, was Schleiermacher und nach ihm neuerdings Bonus und Steinmann als die „Geheimreligion" der Gebildeten bezeichnet haben.

Aus diesen drei Stücken, dem Unvermögen der Sachbeherrschung, dem Widerwillen gegen Religiosität als Schwäche und der Scheu vor Profanierung des Innenlebens, bildet sich jene spröde, zurückhaltende Stellung des gemäßigt kirchlichen Laienchristentums, das seine Pflichten der kirchlichen Sitten erfüllt, aber darüber hinaus mit dem Mannesstolz vor dem Thron des himmlischen Herrn spricht:

Gehe nicht zu deinem Fürst,
Wenn du nicht gerufen wirst!

Hier liegt aber neben dem Vorzug die Gefahr der protestantischen individualistischen Religiosität. Was unkontrolliert im Verborgenen bleibt, kann auch unbenutzt im Winkel stehen; bei Manchem geehrt wie die stets unbenutzte gute Stube mit muffiger Luft, bei Andern offen von der Privatsache zur Nebensache degradiert und mit jener Scheintugend vermeintlicher Toleranz künstlich aufgeputzt, die — das böse Erbstück der Zeit Friedrichs des Großen — Jeden nach seiner Façon selig werden läßt, d. h. an die Stelle der Religionspflege die religiöse Verwahrlosung setzt, wie wir sie in weiten Kreisen des aufgeklärten liberalen Bürgertums kennen. Ist doch eine so große und geistig führende Macht wie die nationalliberale Partei nicht im Stande, in ihrem Programm ein positives Verhältnis zu dem Kulturgut der unserm Volk überlieferten christlichen Religion zu formulieren.

Hier liegt der Grund für die Undefinierbarkeit der Frömmigkeit des Laien. In seiner passiven Zurückhaltung fühlt er im Kampfe der Geister bald mit der einen bald mit der andern Macht Sympathieen, und es können bei ihm Stellen aus der Encyclica Pascendi und aus Haeckels Welträtseln harmonische Saiten zum Erklingen bringen. Wie Conrad Ferdinand Meyer von Luther singt: „sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet", so steht der heutige Gebildete zwischen den Schlachtreihen und muß mit dem Dichter weiter bekennen:

. . . ich bin kein ausgeklügelt Buch,
ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Das bestimmt auch die Eigenart unsrer Kriegsfrömmigkeit. In ruhigen Zeitläuften lassen wir Laien uns viel zu sehr auf der Oberfläche des bequemen Stroms der Indifferenz treiben. Kommen nun Stürme und drohen Wellen unsrem Schiff, dann werfen wir eilends Notanker aus. Wir finden den Grund, der ihn vermeintlich ewig hält, wir singen das fromme Kirchenlied und staunen, wie fromm wir mit unserm ganzen Volke sind — noch sind — wieder sind — oder stets gewesen sind, ohne es zuvor gewußt zu haben. Wir, die wir im Vorauguſt es uns nie hätten träumen lassen, daß wir unter Mucker und Frömmler gehen würden, ertappen uns, halb verlegen und scheu, bei der verpönten Pastorensprache: das „Gott behüte dich", „mit Gottes Hilfe" fließt uns in unsern Briefen unversehens in die Feder und das abgegriffene kleine „Gott sei Dank" gewinnt wieder den echten Goldglanz eines wirklichen dankbaren Aufblicks zum Himmel.

Wenn aber diese Anspannung des religiösen Empfindens nachläßt, schon jetzt im langen Stellungskrieg und daheim beim Durchhalten, so meldet sich etwas wie leise Beschämung — um nicht mehr zu sagen — über sentimentale Schwächeanwandlungen. Und wenn die Wellen sich geglättet haben werden, wird die Flottille der Kriegsbeter die Glaubensanker wieder lichten und wieder gemächlich treiben auf dem trägen Strom des Skeptizismus, Agnostizismus und Indifferentismus.

Darum: keine falschen Hoffnungen auf Zustrom der Laienfrömmigkeit zu unsrer Arbeit. Sie wird auf den kleinen Kreis angewiesen bleiben, der ihr bisher gedient hat. Was der Krieg gezeigt hat, ist, daß das Volk der Kirche bedarf zum wenigsten wie der Bergsteiger der Schutzhütte als eines Obdachs gegen Unwetter. Optimistischer Zukunftsbeurteilung aber bleibt es frei, sie auszubauen zum wohnlichen Hause, in das zur Ruhe, Erholung, Kräftigung einzukehren dem Naturfreund zur lieben Gewohnheit wird.

Gleichviel, jetzt gilt es, das Haus zu bauen, Wege zu ebnen, Wegweiser aufzurichten.

3

Wie das zu geschehen habe, darüber muß der Laie im Urteil vorsichtig sein. Das Folgende ist deshalb nur ein Versuch, zu umschreiben, wie ich die Auffassung unsres Kreises von seiner besondren Aufgabe sehe, seit ich vor fast zwei Jahrzehnten — durch das Wort Professor Harnacks in den Vorstand unsrer Kirchlich-theologischen Konferenz gewählt — von Zeit zu Zeit in die daraus erwachsene Arbeit habe hineinblicken dürfen.

Die Aufgabe ist, den inneren Zwiespalt von „positiv" und „liberal" zu überwinden, der den einheitlichen Bau der Kirche hindert.

Eins ist sicher: der Burgfriede — so freudig und dankbar wir ihn begrüßen und nützen — er wird diese Aufgabe nicht erfüllen. Er ist nur Waffenstillstand, der, je länger er erzwungen wird, einem um so heftigeren Kampfe einst wird weichen müssen.

Aber er hat uns doch einen wertvollen Ansatz für die neue Arbeit geschenkt: den Geist der Schützengrabenkameradschaft, in der das christliche Volk in Waffen einhellig gesungen hat „Ein feste Burg ist unser Gott."

Und haben sich auch hier die Geister geschieden in die Rechte, die das ganze Volk zurückführen will in die „feste Burg" des alten Glaubens, und die Linke, die da meint, gerade das undogmatische Christentum des frommen Aufblicks zu „unserm Gott" habe die Feuerprobe bestanden, so ist doch die frühere kühle, ja feindselige Abgeschlossenheit der beiden Lager einem warmherzigen Handreichen von Mensch zu Mensch gewichen, bei dem Jeder den Herzschlag des Andern wie seinen eignen spürt und es fühlt, daß es auf das Herz ankommt, nicht auf den Kopf. So ist ein Traub als der Waffenschmied hochgemuter Kriegsfrömmigkeit auch bei der Rechten hoch in Ehren.

Suchen wir nach einem Kennwort für den Mittelpunkt, den diese zentripetalen Kräfte unsrer Kriegsfrömmigkeit umkreisen, so darf man vielleicht sagen: es ist religiöser Voluntarismus, der hier endlich den alten Intellektualismus überwunden hat. Der Krieg läßt uns nicht mehr Zeit zu Verstandesbedenken gegen den Wert des Glaubensgutes, das zu ergreifen die Not der Stunde gebietet. Unsre Religion ist wie ein Strom, der von weit her bei uns vorüberfließt. Wir fragen nicht mehr nach dem Streit der Geographen über die Quellengebiete, dem Streit der Chemiker über die Bestandteile des Wassers, dem Streit der Wasserbautechniker über die Uferbefestigungen; wir tauchen ein in den Kräftestrom, der den Alltagsstaub abspült, wir schöpfen und trinken von dem Wasser, das unsern deutschen Willen stark und gesund macht zum Kampfe.

Und da verstehen wirs plötzlich, wenn uns die Theologie sagt: „Gott erkennen" das heißt, nicht ihn denkend ergründen, sondern handelnd erfassen, „in Lebensbeziehung mit ihm treten" (Mahling) durch Kräfte unsres Gemüts und Willens.

Diesen Voluntarismus des Gotterlebens hat kürzlich der ganz positiv gerichtete Leiter der Berliner Treuga-Dei-Tagung, La Roche, als den gemeinsamen Boden jenes Bundes bezeichnet und zum theologischen Programm erhoben.

Und auf der linken Seite nimmt dieser Voluntarismus den tiefen starken Strom der neuen Mystik auf, den die Führer dieser Bewegung, ein Rudolf Steiner, ein Artur Bonus aus indischer Kontemplation und Passivität in deutsche schöpferische Tat, und im Rückblick zu Fichte, im Ausblick zu Eucken in Aktivität und Lebenskunst umzusetzen sich bemühen.

So dürfen wir, nach rechts und links weithin einladend, über das Portal unsrer Volkskirche, statt des vom Wortstreit zerrissenen Wortes „Weltanschauung" das zu Tatchristentum einende setzen: „Willenskraft".

Schluß folgt — Constantin von Zastrow

Von der Mission des alten Christentums

Adolf v. Harnack, Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Zwei Bände. Dritte Auflage. Leipzig, Hinrichs 1915. Band 1: XVI, 483 S. Band 2: 387 S. Mit elf Karten. Gebunden 18 Mk.

Hans Lietzmann, Petrus und Paulus in Rom. Liturgische und archäologische Studien. Bonn, Marcus und Weber 1915. XII, 189 S. Mit sechs Plänen. 6,80 Mk.

1

Die Mission des alten Christentums ist von der Mission unserer Zeit von Grund aus verschieden. Es handelt sich dort nicht um die Verbreitung einer Religion, die in Jahrhunderten mit den Kulturen von Weltvölkern ihren Bund geschlossen und Bestandteile dieser Kulturen reichlich in sich aufgenommen hat; nicht um ihre Verbreitung zu Völkern, die kulturlos sind oder auf einer unterlegenen Kulturstufe stehen; nicht um eine Arbeit, die aus einer viel hundertjährigen Geschichte gelernt hat; nicht um die Verbreitung einer Religion, die feste Formen in Lehre, Kultus und Verfassung in manchen Abstufungen gewonnen hat und teils ihre Botschaft in solch historisch gewordenen Formen vermitteln kann, teils doch über die Form ihrer Vermittlung objektiv zu reflektieren vermag. In allen Punkten ist das Gegenteil der Fall. Eine kleine Schar von Bekennern steht am Anfang, und die Oikumene, die ganze Welt, ist das Ziel ihres Enthusiasmus. Sie stammen aus dem jüdischen Volk, das — es hatte weder Wissenschaft noch Kunst noch Staat und Recht hervorgebracht — im Verhältnis zur griechisch-römischen Welt kulturlos genannt werden muß. Sie sind des Glaubens, daß sie dieser Welt, die ihnen in der Kulturarbeit durch ein reiches geistiges Erbe und durch Leistungen rechtlich-staatlicher Entwicklung unendlich überlegen ist, — daß sie ihr das Beste zu bringen haben. Die werbende Religion ist eine neue; noch keine Generation ist seit ihrem Ursprung vergangen, und ihre Stellung zu dem geistigen Erbe, das freilich auch sie mit dem Alten Testament und der Mutterreligion des Judentums überkommen hat, ist eine zwiespältige. Die Missionare wollen ihre Botschaft bringen für Völker alter Geschichte, für Schichten differenziertester Bildung; sie wollen den Kampf wagen mit Kulten, mit Lehren, mit Stimmungen, denen sie nicht das Gewicht geschichtlich gewordener Größen entgegensetzen können, ja in die ihnen überhaupt jede Einsicht fehlt.

Daraus folgt, daß die Missionsgeschichte des alten Christentums in hohem Grade zugleich Geschichte der alten Kirche ist. Denn die Gesamtheit aller der Formen, die sich die missionierende Religion bei ihrer Arbeit schafft, und in denen sie sich konsolidiert, ist eben die alte Kirche. Eine ungeheure Arbeit ward geleistet; so gut wie alle Formen sind in dieser Geschichte neu geschaffen worden. In dieser Erkenntnis liegt zugleich das schwerste Problem der alten Missionsgeschichte. Was am Ende der drei ersten Jahrhunderte als Christentum im römischen Reich erscheint, ist etwas ganz anderes als die enthusiastisch-eschatologische Botschaft der ersten Verkündiger. „Eine mächtige Kirche mit einem eindrucksvollen Kultus, mit Priestern und Sakramenten ist vorhanden, und sie umschließt eine Glaubenslehre und Religionsphilosophie, die mit jeder anderen siegreich zu rivalisieren vermag" (Harnack 1, 482). Was an dieser neuen Größe ist überhaupt noch die alte Botschaft? Was ist dem dreihundertjährigen Zusammenwirken der vorhandenen geschichtlichen Faktoren zuzuschreiben? Die Frage kann gar nicht lauten: Wie hat die Botschaft der ersten christlichen Missionare die Welt gewonnen? oder (wie Harnack 1, 482 formuliert): „Wie hat das Christentum so viele Griechen und Römer gewonnen, daß es zuletzt die auch numerisch stärkste Religion geworden ist?" Sondern so muß die Frage lauten (Harnack ebenda): „Wie hat sich das Christentum selbst so ausgestaltet, daß es die Weltreligion werden mußte, die übrigen Religionen durch Aussaugung mehr und mehr zum Absterben brachte und wie ein Magnet die Menschen an sich zog?"

Diese Fragestellung zeigt aufs deutlichste, wie wenig man von Missionsgeschichte im eigentlichen Sinn reden kann. Es lassen sich in diesem Werden nur die Seiten betonen, die nach der Richtung der Mission und Ausbreitung hin liegen, und dabei ergibt sich, wie mehr und mehr die eigentliche Mission, d. h. die Predigt von Missionaren und die Gründung von neuen Gemeinden aufhört, wie die entstehenden Gebilde durch den Reichtum ihrer Ursprünge, den sie in sich bergen, von selbst missionierend wirken, sodaß zum Schluß gesagt werden kann: „Diese Kirche wirkt durch ihr bloßes Dasein missionierend, weil sie als der zusammenfassende Abschluß der bisherigen Religionsgeschichte auf allen Linien erscheint. In diese Kirche gehörte die Menschheit am Mittelmeerbecken um das Jahr 300 einfach hinein, sofern ihr Religion, Sittliches und höhere Erkenntnis überhaupt Werte waren" (1, 482). So nehmen alle Linien, die v. Harnack zeichnet, den Gang, daß sie mit der eigentlichen Mission beginnend, bei den kirchlichen Institutionen, sei es der Lehre, der Verfassung, der Disziplin oder des Kultus, enden; und die Schlußbetrachtung des Teiles über die „Missionspredigt in Wort und Tat" ist nicht etwa eine zusammenfassende Beschreibung der Faktoren, die den Sieg der christlichen Missionspredigt begründen, sondern sie lautet — wunderbar genug — „Die volle Ausgestaltung des Christentums als synkretistische Religion."

Das Problem des Verhältnisses der ersten Verkündigung und der dann erwachsenen Kirche läßt sich auch in der Frage

zum Ausdruck bringen: Wie ist das, was da geworden ist, zu werten, gemessen an der ersten Verkündigung? läßt sich von einer Weiterentwicklung der neutestamentlichen Religion, einer Klärung und Befreiung ihrer Prinzipien, einer Bereicherung ihres Organismus sprechen? oder ist die Entwicklung als ein Abfall vom reinen Evangelium zu betrachten?

Die Sachlage zeigt, und gerade das ergibt sich aus dem von v. Harnack gezeichneten Bilde als deutliche geschichtliche Erkenntnis, daß diese Fragestellung als Frage an die Geschichte abzuweisen ist. Die Leistung, daß aus der eschatologischen Botschaft der ersten Wanderprediger die Kirche wurde, die am Anfang des vierten Jahrhunderts sich dem genialen Blick Konstantins als die Macht darbot, mit der er seinen Bund schließen mußte, — diese Leistung ist so gewaltig und zugleich so organisch aus den Bewegungen der ersten drei Jahrhunderte erwachsen, daß es ungerecht, ungeschichtlich wäre, den Blick nach rückwärts zu richten; die rechte Einstellung ist die nach vorwärts auf das τέλος, das Ziel der Entwicklung. „Wie man auch über das vierte Jahrhundert urteilen mag — es ist das organische und notwendige Ergebnis der drei ersten. Das was sich hier in christlich-kirchlicher und in kirchlich-politischer Hinsicht darstellt, ist kein »Abfall« und Konstantin hat nichts vergewaltigt. Vermutlich hätten sich zwar die alten Christen aus den Griechen bitter beschwert, wenn sie gesehen hätten, was im vierten Jahrhundert geworden ist; aber daß es so gekommen ist, das haben sie allesamt selbst herbeigeführt. Der Kirchenhistoriker der ersten drei Jahrhunderte hat es mit einer erst werdenden Ordnung der Dinge zu tun und steht, indem er sich auf sie beschränkt und von den großen Erscheinungen Jesu und des Paulus herkommt, immer in Gefahr, bei seinen Betrachtungen statt teleologisch vielmehr konsekutiv zu verfahren und so immer peinlichere Eindrücke zu empfangen. So vermag man aber der Aufgabe nicht gerecht zu werden: wer als Historiker seinen Fuß auf das Gebiet des Urchristentums setzt, muß wissen, daß er sofort sein Auge fest auf das vierte Jahrhundert richten muß.“ (2, 353 f.)

Aber trotzdem bleibt die Frage — weder vom Standpunkt des Neuen Testaments aus, noch vom Interesse der protestantischen Frömmigkeit oder des Dogmas aus gestellt —, die Frage, welchen Faktor in dieser zum vollen Synkretismus in den Formen der Kirche führenden Entwicklung die ursprüngliche Verkündigung gebildet hat; wie es kam, daß gerade das Christentum und nicht eine andere der alten oder neuen Religionen des Hellenismus die Führung übernommen hat und Grundlage einer einheitlichen Neubildung geworden ist. Oder anders formuliert: welche Motive der neutestamentlichen Religion, die doch auch schon eine komplexe Erscheinung ist, die Kraft gerade dieser Religion ausgemacht haben. Auch das jedenfalls eine Frage des geschichtlichen Interesses, ohne deren Stellung das geschichtliche Verständnis unvollständig wäre, mag ihre Lösung auch nur annähernd erreichbar sein. Und man merkt es der Darstellung an, wie diese Frage sich immer wieder hervordrängt. In Paradoxien wird die Antwort gegeben: es ist einmal die wunderbare Anpassungsfähigkeit der neuen Religion, mit der sie auf den Synkretismus eingehen und sich aus ihm erbauen kann (2, 352). Und andrerseits ist es gerade ihre Exklusivität. „Die christliche Religion ist von Anfang an mit einer Universalität aufgetreten, kraft deren sie das ganze Leben in allen seinen Funktionen mit seinen Höhen und Tiefen, seinen Gefühlen, Gedanken und Taten mit Beschlag belegte. Sie sicherte ihr den Sieg. Daß der Jesus, den sie verkündigte, der Logos und der Erlöser sei, das hat sie mit und in dieser Universalität bezeugt. An ihn hat sie alles angeknüpft, was als Wert nur irgend gedacht werden kann: von ihm hat sie alles ferngehalten, was dem bloß Naturhaften angehört. Von Anfang an umspannte sie die Menschheit, die Welt, trotz der kleinen Zahl von Erwählten, die sie in Aussicht nahm. Von hier aus empfangen auch die Attraktionen, mit denen sie den ganzen Hellenismus in sich hineingezogen und sich untergeordnet hat, eine neue Beleuchtung und erscheinen fast als etwas Notwendiges. Sünde und Schmutz hielt sie fern; aber sonst hat sie sich selbst mit allem ausgebaut, was des Lebens noch irgend fähig war (vor allem mit einer mächtigen Organisation): neben sich hat sie es zertreten, in sich hat sie es konserviert. Sie konnte das, weil sie — was keiner aussprach und keiner wußte, aber jeder wahrhaft Fromme in sich zum Ausdruck brachte —, auf ihren Kern gesehen, etwas Einfaches war, was sich mit den verschiedensten Koeffizienten verbinden konnte, ja sie alle aufsuchte: Gott als der Vater, der Richter und Erlöser, durch und an Christus kund geworden“ (1, 483). Denn das ist die andere Paradoxie: sie ist etwas unerschöpflich Reiches, und ihr Reichtum läßt sich nach der spekulativen wie nach der praktischen Richtung so vielfach entfalten und verbinden, und sie ist doch wieder etwas so Einfaches: die Predigt vom lebendigen Gott, von Jesus, dem Heiland und Richter, von der Hoffnung und von der wahren Sittlichkeit (1, 110). So erhebt sich denn der Blick auch über die Periode hinaus, der die Darstellung gewidmet ist, indem er scheiden lernt zwischen den Kräften, die dem Christentum als geschichtlicher Erscheinung innewohnen: ihrer Kraft der Assimilierung der gegebenen geschichtlichen Stoffe, und ihrer innersten Kraft der Abstoßung und Weiterentwicklung. „— was der christlichen Religion damals den Sieg gegeben hat, verbürgt nicht die Dauer dieses Sieges in der Geschichte. Diese Dauer beruht vielmehr auf einfachen Elementen: auf der Predigt vom lebendigen Gott als dem Vater und auf dem Bilde Jesu Christi, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet. Sie ruht eben deshalb auf der Fähigkeit, jenen gesamten Synkretismus wieder abzustreifen und sich mit anderen Koeffizienten zu verbinden. Damit hat die Reformation den Anfang gemacht“ (1, 306).

Ich glaubte dem Leser einen besseren Dienst zu erweisen, wenn ich die Fragestellungen, auf denen diese Geschichtsdarstellung aufgebaut ist, hervorhöbe, als wenn ich eine Inhaltsübersicht des Buches geben würde. Besteht doch die Meisterschaft der Harnackschen Geschichtsschreibung in ihrer Souveränität über den Stoff, ihrer Vergeistigung der geschichtlichen Entwicklung. Zudem darf ich annehmen, daß das Werk aus den beiden früheren Auflagen manchem Leser bekannt ist. Die neue Auflage hat keine einschneidenden Aenderungen gebracht; ja, sie bereitet in dieser Hinsicht dem, der auch von der auf v. Harnack folgenden Generation der Historiker gelernt hat, eine gewisse Enttäuschung, was zu sagen mich eben die Dankbarkeit jenen Lehrern gegenüber verpflichtet. Eine gewisse Enttäuschung ist es, wenn die Darstellung der sozialen Motive und der neuen Rechtsbildungen der Kirche kein Eingehen auf die in Troeltschs Soziallehren betonten Geschichtspunkte zeigt. Eine gewisse Enttäuschung, wenn die neue religionsgeschichtliche Arbeit, deren Ertrag sich organisch in das von v. Harnack gezeichnete Bild fügen würde, so stark ignoriert wird.

2

Einen kleinen Ausschnitt aus der alten Missionsgeschichte bildet die Frage nach dem Märtyrertode des Petrus und Paulus in Rom. Ihr ist das Büchlein von Lietzmann gewidmet, ein Muster methodischer Forschung, das an den Leser keine geringen Anforderungen stellt. Seine Untersuchung greift in eine ehemals lange und lebendig erörterte Frage ein, die „jahrhundertelang vorwiegend unter konfessionellen Gesichtspunkten behandelt worden“ war, nämlich die Frage, „ob die Apostel Petrus und Paulus wirklich zu Rom den Märtyrertod gestorben sind und in den von der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag verehrten Gräbern ruhen.“ Hat man auch bisher die Frage, ob Paulus in Rom als Märtyrer gestorben ist, durchweg bejaht, so waren doch alle anderen Punkte von protestantischer Seite vielfach oder ganz bestritten. Lietzmann zeigt, daß die überwiegende Wahrscheinlichkeit für die kirchliche Tradition spricht. Den ganzen vielfach verschlungenen Weg, auf dem für die Chronologie der ältesten Päpste, für die Geschichte der altchristlichen Feste und Liturgien zahlreiche Erträgnisse gewonnen werden, kann ich den Leser nicht führen. Charakteristisch ist im Unterschied von der früheren Forschung, die sich wesentlich auf die Kritik der literarischen Dokumente stützte, wie stark die Untersuchung unliterarischer Quellen: Namenverzeichnisse, Sakramentarien, Inschriften und anderer archäologischen Funde hervortritt.

Aus der Untersuchung selbst kann ich nur die Hauptdaten hervorheben. Der erste Gang zeigt, wie eine Angabe in dem Kalender, den der Hofbuchhändler des Papstes Damasus, Furius Dionysius Filocalus, im Jahre 354 herausgegeben hat, eine Angabe nämlich, die zum 29. Juni die Beisetzung des Petrus und Paulus im Jahre 258 samt einigen zunächst unverständlichen Ortsangaben notiert, auf die im Jahre 258 erfolgte Translation der Reliquien der beiden Apostel zu deuten sei. Aber woher und wohin wurden die Gebeine gebracht? Eine Angabe des römischen Schriftstellers Gaius sagt uns, daß um 200 das Grab des Petrus auf dem Vatikan, das des Paulus an der Straße nach Ostia gezeigt wurde. Diese Stätten werden in der zwar verstümmelten, aber wiederherzustellenden Notiz jenes Kalenders auch genannt, und zwar neben einer Ortsangabe, die sich auf beide Apostel bezieht: „in catacumbas". Es ist also zu schließen, daß die Leiber der Apostel aus jenen Stätten am 29. Juni 258, d. h. in der Valerianischen Verfolgung, nach den „catacumbae", d. h. in die Krypta der Kirche S. Sebastiano überführt worden sind. Dafür aber, daß die Gebeine des Petrus und Paulus wirklich einmal in S. Sebastiano geruht haben, besitzen wir ein urkundliches Zeugnis in einer Inschrift des Papstes Damasus an jenem Ort, von der uns wenigstens eine Kopie des 13. Jahrhunderts erhalten ist. Ja, archäologische Forschungen haben den Ort sogar mit ziemlicher Sicherheit erkennen lassen, wo die Leiber einst geruht haben. Von hier sind sie dann, als die Kirche unter Konstantin zur Herrschaft gelangt war, wieder an die Stätten gebracht worden, die man für ihre alten Grabstätten hielt, und die jetzt durch Kirchenbauten über den Gräbern geschmückt wurden, nämlich der Leichnam des Petrus auf den Vatikan, der des Paulus an die Straße nach Ostia, also an die Stätten, an denen man nach Gaius um 200 ihre Gräber zeigte. Die Frage ist nun, ob jene Stätten wirklich die alten Apostelgräber waren, oder ob nur die Legende sie dazu gemacht hat. Die archäologische Untersuchung zeigt zunächst für den Vatikan, daß in der Tat die alte Petruskirche über einem Grabe erbaut war, das auf einem in den Jahren 150 bis 300 in ständigem Gebrauch befindlichen heidnischen Friedhof lag. Sie zeigt ferner für Paulus, daß auch das Grab, über dem seine Kirche sich erhob, inmitten heidnischer Gräber lag. Es ist also zum mindesten recht wahrscheinlich, „daß sich die Tradition des heutigen Petrus- wie des Paulusgrabes bis auf etwa das Jahr 200 feststellen läßt. Man hat diesen beiden Grabstellen im Jahre 258 die Gebeine der Apostel entnommen, um sie ad Catacumbas zu sichern. Unter Konstantin sind die Reliquien jedoch wieder an ihren Ort zurückgekehrt und seit der Zeit unberührt daselbst geblieben." Es bleibt nun nur noch die Frage, „ob sich auch für die Zeit vor 200 bis zum Tode der Apostel Gründe beibringen lassen, welche die Glaubwürdigkeit der Tradition zu erhärten geeignet sind." Dafür muß zuerst festgestellt werden, daß Petrus und Paulus wirklich in Rom gestorben sind; und auf diese Frage gestattet die literarische Ueberlieferung mit Wahrscheinlichkeit ein Ja als Antwort. Endlich muß erwogen werden, ob eine Erfindung der Grabstätten an den genannten Orten in der Generation vor Gaius, also um 170 wahrscheinlich ist. Das ist nicht der Fall. Denn „um diese Zeit war das eigentümliche Begräbniswesen der Christen in eigenen Katakombenbezirken schon völlig entwickelt. Wenn man also die Gräber der beiden Apostel entdecken wollte, so lag nichts näher, als sie in einer der vielen christlichen Anlagen ausfindig zu machen, wo die Umgebung dem religiösen Gefühl entsprach, und wo vor allem eine ungestörte Verehrung der heiligen Stätten möglich war. Statt dessen liegen beide Gräber an der Landstraße inmitten heidnischer Grabanlagen." „Wer sollte wohl um 170 an diesen zum Kult völlig ungeeigneten Plätzen, in dieser unsauberen Umgebung die heiligsten Stätten Roms erfunden haben?" Zudem, wären die Grabstätten erfunden worden, so würde man sie wahrscheinlich nicht an getrennten Orten, sondern zusammen an einem Platze lokalisiert haben. Es spricht also eine Wahrscheinlichkeit dafür, daß Petrus und Paulus in der Tat dort ruhen, wo ihre Gräber noch heute verehrt werden.

Man kann von den beiden besprochenen Werken nicht Abschied nehmen in dieser Zeit, ohne darauf hinzuweisen, wie aus beiden nicht nur der Geist der Wissenschaft spricht, der über das, was jetzt die Nationen trennt, sich erhebt, sondern wie auch beide ein direktes Zeugnis für die fortbestehende Gemeinschaft wissenschaftlicher Arbeit ablegen. In Lietzmanns Konstruktion bilden ein wichtiges Glied die Mitteilungen, die er noch 1915 während des Krieges aus Italien erhalten hat; und v. Harnacks Werk ist gewidmet: Thomas Cuming Hall, Professor der Ethik am Union-Seminar in New-York, dem Forscher und Lehrer, dem tatkräftigen und bewährten Freunde Deutschlands. Das mag das Vertrauen, das v. Harnack in seiner Vorrede laut werden läßt, bekräftigen, daß sich die unsichtbare communio hominum bonae voluntatis auf Erden wiederherstellen wird.

Rudolf Bultmann

Von indischer Frömmigkeit

4. Der Glaubens-Zeuge

Aus Visnu-Purana I, 17—20

„Aus Wahn zum Wahren leite mich.
„Aus Nacht zum Lichte leite mich.
„Aus Tod zum Leben leite mich."
(Upanisad)

Parasara sprach:

Nun vernimm, o Maitreya, den Wandel des frommen, edeln und hochgesinnten Prahlada.

Es war einmal ein König der Greule. Der hieß Hiranyakasipu. Er hatte große Kasteiung geübt und dafür von Brahma Gnadengaben erhalten. Damit brachte er die ganze Dreiwelt unter seine Gewalt und riß an sich die Macht Indra's und des Sonnengottes und der Götter von Luft und Wasser und Feuer, spielte den Herrn des Mondes und den Gott des Reichtumes, ja Yama selber. Und alle Spende und Opfer für die Götter fraß er, und die Götter erbebten und flohen aus dem Himmel, versteckten sich in Menschengestalt und irrten auf der Erde umher. Als er nun Herr der ganzen Dreiwelt geworden war, da hauste er in seinem Krystallpalaste herrlich und in Freuden und ließ sich aufwarten von den Feen und den Heiligen und den Schlangen-Elfen. Die machten Musik, sangen und riefen Viktoria, und die Feen tanzten lieblich, während er beim Gelage saß und den Becher schwang.

Er hatte aber einen Sohn, den trefflichen Prahlada, einen jungen Knaben. Der lebte im Hause seines Lehrers und lernte die Kinderlehre. Einstens kam er zu seinem Vater, als er beim Gelage war, und grüßte ihn, sich neigend zu seinen Füßen. Der Vater hob ihn auf und sprach:

Was du gelernt in dieser Frist, in Kürze, Lieber, sag uns an.

Prahlada:

In Kürze denn, nach deinem Wunsch, wie ichs erinnere, sag ichs an:
Der ohne Anfang, Mitte, End, ohn Werden und Vergehn, den HErrn,
Der aller Ursach Ursach ist, lernt ich zu ehren, Acyuta.

Als das der König der Greule hörte, ward er wild, und mit Augen, rot vor Zorn, und mit grimm-geschwollenen Lippen fuhr er den Lehrer des Knaben an:

Was heißt das, Wicht! Was hast du da dem dummen Jungen beigebracht!
Woher, du Pfaff, zu meinem Spott, hat er die fade Muckerei?

Der Lehrer:

Mir zürne nicht, o Herr! Von mir hat das der Knabe sicher nicht.

Hiranyakasipu:

Sag an, wer hat dich das gelehrt! Dein Lehrer sagt, er tat es nicht.

Prahlada:

Er Selbst, der Lehrer aller Welt, ER, Visnu, der im Herzen wohnt!
Wer, Vater, lernte, lehrte wohl ohn Ihn allein, den höchsten Geist.

Hiranyakasipu:

Du Laff! Wer ist der Visnu denn, den du hier vorzuplärren wagst
Vor meinen Ohren, der ich doch der Herr von allen Welten bin!

Prahlada:

Der, den kein Wort erfaßt, der Quell des All, der Alles weset selbst,
Des höchste Statt der Seher sinnt, ist Visnu, ist der höchste Herr.

Hiranyakasipu:

Wer wagt es, Herr zu nennen sich, so lang ich lebe, grüner Fant!
Juckt dir der Kragen, daß du hier von andern Herrn zu faseln wagst?

Prahlada:

Verzeih, o Vater, wenn ich kühnlich rede.
Doch mir und dir und allem, was da lebet,
Ist Visnu Schöpfer, Walter, Höchstgebieter,
Denn Er ist selber ja das ewige Brahman.

Hiranyakasipu:

Besessen ist der Bursch fürwahr, daß er so freche Worte wagt!

Prahlada:

Nicht mir allein hat ER mein Herz besessen:
In alle Wesen ist er eingegangen!
Mich, dich und alle lenkt allgegenwärtig
Nach seinem Willen Er, der Allbeweger.

Da drohte ihm Hiranyakasipu sehr, wenn er nicht aufhöre, seinen Feind zu preisen; wenn er aber Vernunft annehme, so solle er ohne Furcht sein. Aber Prahlada erwiderte:

Wie käme Furcht dem, dem im Herzen weilet,
Der alle Furcht bezwingt, der Unermessene.
Wer Sein gedenkt, dem weicht die Furcht von hinnen,
Was auch das Leben mag an Fürchten bringen.

Da ergrimmte Hiranyakasipu über die Maßen und rief den Schlangen:

He, ho, ihr Schlangen, kommt heran, packt mir den ungeratenen Wicht.
Mit eurer Zähne giftiger Glut macht unverweilt den Garaus ihm.

Da stürzten sich die Schlangen Kuhaka, Taksaka und Andhaka auf ihn und bissen ihn mit ihren Giftzähnen allerorten. Er aber, den Sinn unerschütterlich auf Krisna gerichtet, fühlte nichts von seinem eigenen Leibe, wie sehr er auch von den Drachen gebissen ward, und verweilte in der seligen Ruhe Seines Gedenkens. — Da riefen die Schlangen dem Hiranyakasipu zu:

O weh! die Zähne brechen, unsere Kronen
Zerspringen, Fieber wühlt im Leib. Die Herzen
Packt Grausen. Unversehrbar ist der Knabe.
Ersinn ein andres Mittel, Herr der Greule!

Da rief Hiranyakasipu den Elefanten der vier Weltenden:

He, Elefanten, voran! Zusammen stoßet und trefft ihn,
Der sich dem Feinde des eignen Vaters so schamlos ergeben!

Da fuhren die Elefanten, groß wie die Berge, über ihn her, warfen ihn zu Boden, traten auf ihn und stießen ihn mit den Stoßzähnen. Aber ihre Zähne brachen ab an seiner Brust. Da geriet Hiranyakasipu außer sich vor Wut, ballte die Fäuste und rief allen Scheueln und Greueln:

He Vipracitti, he Rahu, he Bali, bindet diesen hier
Mit festen Banden und ins Meer werft ihn, wo es am tiefsten ist.

Da banden ihn die Scheuel eilends mit Zauberseilen nach dem Befehle ihres Meisters und warfen ihn in die Flut. Prahlada aber sank nicht hinab, sondern trieb oben auf. Und das Meer erregte sich gewaltig, so weit es war, warf hohe Wellen und drohte, die Erde zu überfluten. Als Hiranyakasipu das sah, rief er den Greulen zu:

Werft starke Felsen über ihn, deckt ihn mit Steinen ganz und gar.
Bis endlich er das Leben läßt, mag er da liegen tausend Jahr.

Da deckten sie ihn zu mit Bergen von Steinen und türmten einen Haufen über ihn, meilenhoch. Er aber, bedeckt von Bergeslast, hielt unverwandt auf Acyuta den Sinn gerichtet, und in der Tiefe des Meeres brachte er Ihm täglichen Lobpreis:

Om

Anbetung, Vasudeva, dir! Du bist erhaben ewiglich.
Von dir gesondert weset nichts, der du doch außer allem bist.
Anbetung Ihm, Anbetung Ihm, Anbetung Ihm, dem höchsten Geist,
Den Form und Name nicht erfaßt, der nur durch Sein bestimmbar heißt,
Den selbst die Himmlischen nicht schaun, wie er sich selber sich erweist.
Im Herzen Aller weilt der Herr und sieht die gut und böse Tat.
O du All-Zeuge, Visnu! Dir sei Lob und Ehre, höchster Rat.
Von dem die Welt entsprungen ist, von dem in Ungeschiedenheit
Die Welt besteht: erbarm dich mein, o wandelloser höchster Herr.
Des Weltgewebes Aufzug ist in dir, in dir der Einschlag auch.
Du bist der Träger alles Dings: erbarme, Hari, meiner dich.

Om

Beugung, Anbetung, Ehre sei Ihm
Wieder und wieder, Visnu, dem Herrn.

Von Ihm und zu Ihm ist, was da lebt.
Er weset alles, fasset, was webt.
Räume und Zeiten füllet sein Sein.
Ich auch bin Er, und alles ist mein.
Alles bin ich, das All ist in mir,
Ewig, ohn Ende bin ich für und für.
Und als des höchsten Selbstes Gezelt
Heiße ich Brahman, Höchstgeist der Welt,
Der End' und Anfang und Alles enthält.

So Visnu von sich ungeschieden sinnend, ward er Sein-wesend und fühlte sich als Acyuta, entward sein selbst und kannte sich selber nur als Ihn.

Unendlich bin ich, wandellos, bin selber jetzt das höchste Selbst,

so sann er. Und in seinem Gemüte, das rein geworden aller Sünde in Kraft dieses Sinnens, ruhete Er, der die Erkenntnis selber ist, Visnu-Acyuta. Und siehe, als Prahlada so durch Yoga-Kraft Visnu-wesend geworden, da rissen alsobald die Bande, mit denen die Scheuel ihn gebunden hatten. Das Meer stürmte auf, und alle Ungetüme der Tiefe erregten sich, und die Erde erbebte mit Bergen, Wäldern und Feldern. Den Felsenhaufen, den die Greuel über ihn getürmt hatten, warf Prahlada auseinander und stieg empor aus der Flut. Und als er nun Welt und Erde und Himmel wieder erschaute, ward er auch sein selber wieder bewußt, erinnerte sich, daß er Prahlada sei, und pries und dankte dem höchsten Geiste.

Und siehe, als er Ihn so pries mit andächtigem Gemüte, da erschien ihm der Erhabene in sichtbarer Gestalt, Hari im gelben Gewande. Und als Prahlada Ihn schaute, fuhr er empor in großer Scheu und vermochte nur wieder und wieder zu stammeln:

O Visnu, Ehre dir!
O Gott der Güte, Schmerzensfried! An deiner Huld beteilige mich.
Der Gnadenanblick, Ewiger, den du mir spendest, heilige mich!

Und Hehr-Bhagavant sprach:

Du Treuer, treu Ergebener, im Glauben dich Bewährender:
Lieb bist du mir! Begehre frei. Ich schenke dir der Wünsche drei.

Prahlada:

So wünsch ich, daß, wie oft ich auch ins Dasein wiederkehren muß,
Ich nie im Glauben wanken mag und deiner Treue, Acyuta,
Daß, wie der Tor in Lüstedrang nach Reiz und Glück und Wollust rennt,
Mit gleicher Glut zu jeder Zeit nach dir allein mein Herz entbrennt.

Hehr-Bhagavant:

In meiner Treue stehest du für immer fest. Sag weitern Wunsch.

Prahlada:

Um dich ward ich gehaßt, geplagt. Die Schlangen spieen ihren Gift,
Die Elefanten stießen mich, auf Meeresgrund ward ich versenkt,
Weil dich ich pries, weil du allein in meinem Herz und Sinne warst.
Schwer sündigte der Vater dir. Verzeihung flehe ich für ihn.

Hehr-Bhagavant:

Verzeihung ihm! — Noch einen Wunsch gewähr ich dir, Asuren-Kind.

Prahlada:

Was bleibt zu wünschen noch, o Herr, wenn deine Gnade mir verleiht,
Bis an das Ende fest zu stehn in Glauben und Ergebenheit.
Was schiert mich Geld, Verdienst und Lust! Das höchste Gut ist selber ja
Dem, der in aller Welten Grund, in dir, beruht, zum Greifen nah.

Hehr-Bhagavant:

So seis zu dritt: Weil um kein Gut der Welt dir ist der Glaube feil,
So schau durch meine Gnade einst Nirvana selbst, das höchste Heil.

Und Visnu verschwand vor seinen Augen. —

Prahlada aber kam zu seinem Vater und grüßte ihn zu seinen Füßen. Und der Vater küßte ihn aufs Haupt, umarmte ihn, preßte ihn an die Brust und sprach: „Mein Kälbchen, mein Kälbchen! Lebst du denn wirklich noch!" und die Tränen flossen ihm über das Gesicht, und ihn reute, was er getan, und ward voller Liebe zu ihm. Prahlada aber lebte bei ihm, im Gehorsam gegen Vater und Lehrer, nach dem Gesetz.

Rudolf Otto

Pessimismus und Optimismus

Lose Blätter aus allerhand Büchern

Eduard von Hartmann hofft alles Ernstes, „die Menschheit werde einmal, wahrscheinlich mittels des Telegraphen und internationaler Vereinbarung, den Zeitpunkt ihres gemeinsamen Selbstmordes finden, der sie mit der ganzen Welt in das allein beglückende Nichts versenken und das Ende aller Schmerzen herbeiführen wird." (Philosophie des Unbewußten S. 758 ff.)

* *

Henne am Rhyn, Allgemeine Kulturgeschichte, zweite Auflage, Band 6 Schluß: „Mögen sich die Gebiete der Bildung des Menschengeistes so oder anders entwickeln, das ist gewiß, daß ihr ganzer Inhalt einst spurlos verschwinden wird. Ja einst wird Alles, was wir getan, nirgends mehr aufzufinden sein, und Niemand wird in der Weise, wie wir jetzt Hieroglyphen und Keilinschriften erforschen, unsre Religionen begreifen, unsre Bücher entziffern und unsre Kunstwerke analysieren können. Kindisch wäre es aber von uns, das zu bedauern, da es ja uns nicht betrifft, noch irgendwelche Wesen, von denen wir eine Ahnung, an denen wir ein Interesse haben können. Denn wenn auch die Erde ein sicheres Ende hat, so haben wir doch immer noch ungezählte Jahrtausende vor uns, und es verlohnt sich wohl der Mühe, für die unsrer Auffassung gemäß immerhin lange Zeit zu Gunsten unsrer Kinder und Enkel und unsers guten Namens etwas Tüchtiges zu vollbringen. Mit der Hoffnung schließen wir unsre Kulturgeschichte."

* *

Friedrich Paulsen, System der Ethik, 1 S. 271 f. der vierten Auflage:

„In der Tat, es ist wahr, daß der Wille zum Leben ziellos ist in dem Sinne, daß er nie einen Zustand erreicht, in welchem er definitive Befriedigung findet; es ist wahr, daß er an jedem Tage nach dem nächsten sich streckt, von diesem erwartend, was das Heute nicht brachte; es ist auch wahr, daß das Ende der Tod ist, und daß das Leben nicht als Ertrag seiner Mühen ein absolut dauerhaftes Gut hervorbringt, das von ihm selbst nun zu beständigem Genuß besessen oder Andern hinterlassen wird.

„Ist damit nicht das Urteil über den Wert des Lebens gesprochen?

„Mir scheint, daß dabei doch eine Täuschung mit unterläuft. Das Leben wird hier vorgestellt als eine Arbeit, die ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern außer sich hat. Das ist aber eine unangemessene Vorstellung. Es ist gewöhnlich, das Leben mit einer Reise zu vergleichen. [Der Vergleich wird ergiebig durchgeführt.] Wie diese trotz ihrer Ziellosigkeit, trotz ihrer Illusionen und Täuschungen, trotz ihrer Schmerzen und Mühen, trotz der Tatsache endlich, daß sie an keinen Punkt führt, wo dauerndes Verweilen auch nur erträglich wäre, dennoch im ganzen höchst erfreulich sein kann, so kann es auch das Leben. Wenn es ihm nur nicht an reicher und mannigfaltiger Betätigung in Spiel und Arbeit, in Sorge für sich und Andere gefehlt hat, dann mag am Ende die Erinnerung mit Freude den ganzen Weg noch einmal durchlaufen, und nicht am wenigsten gern wird sie bei den gefährlichen und stürmischen, den mühevollen und kampfreichen Momenten der zurückgelegten Fahrt verweilen. Der Wille hat hierin eben das erreicht, worauf er gerichtet war: ein rechtschaffenes Menschenleben mit allen Erlebnissen eines solchen."

* *

Friedrich Albert Lange, Geschichte des Materialismus, sechste Auflage, Band 2 Seite 581: „Ohne Vergleichung würden wir gar nicht fähig sein, uns ein Urteil über die Qualität der Welt zu bilden. Wenn wir aber von irgend einem hervorragenden Punkte eine Landschaft betrachten, so ist unser ganzes Wesen darauf gestimmt, ihr Schönheit und Vollkommenheit beizulegen. Wir müssen die mächtige Einheit dieses Bildes erst durch Analyse zerstören, um uns zu erinnern, daß in jenen friedlich am Bergeshang ruhenden Hütten arme, geplagte Menschen wohnen, hinter jenem verhüllten Fensterlein vielleicht ein Kranker die schrecklichsten Leiden erduldet; daß unter den rauschenden Wipfeln des fernen Waldes Raubvögel ihre zuckende Beute zerfleischen; daß in den Silberwellen des Flusses tausend kleine Wesen, kaum zum Leben geboren, einen grausamen Tod finden. Für unsern überschauenden Blick sind die dürren Aeste der Bäume, die verkümmerten Saatfelder, die von der Sonne verbrannten Wiesen nur Schattierungen in einem Bilde, welches unser Auge erfreut und unser Herz erhebt. So erscheint die Welt dem optimistischen Philosophen. Er rühmt die Harmonie, welche er selbst in sie hineingetragen hat. Der Pessimist hat ihm gegenüber in tausend Fällen Recht; und doch könnte es gar keinen Pessimismus geben, ohne das natürliche Idealbild der Welt, welches wir in uns tragen. Erst der Kontrast mit diesem macht die Wirklichkeit schlecht."

„Hier [im Aesthetischen] liegt der Ursprung alles Optimismus und Pessimismus."

Verschiedenes

Aus deutschen Kriegsgefangnenlagern. Erstes und zweites Heft je 1 Mk., drittes Heft: Eindrücke eines Seelsorgers von Pfarrer Ch. Correvon. 50 Pfg. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening.

Kriegsgefangnen-Schule im Zeltlager von Frith Hill in England. Von Hermann Umfrid, stud. theol. Eßlingen a. N., Wilh. Langguth. 15 S.

Der Krieg hat uns über anderthalb Millionen Gäste ins Land gebracht. Die wollen alle untergebracht und verpflegt sein. Das wäre auch in gewöhnlichen Zeiten keine leichte Sache. Umsomehr erst in Kriegszeiten. Auch diese Aufgabe wurde bewältigt. Mehr, als geschehen ist und geschieht, kann nicht getan werden. Die Gefangnen sind bei uns so untergebracht, wie wir wünschten, daß unsre Brüder in der Gefangenschaft untergebracht seien. Die 3 Heftchen „Aus deutschen Kriegsgefangnenlagern" geben davon ein anschauliches Bild. Sie seien darum Jedem angelegentlich empfohlen. Beachtenswert ist auch der Bericht über die „Kriegsgefangnen-Schule im Zeltlager von Frith Hill". Man hat seine helle Freude an den Männern, die mit so viel Eifer und Begeisterung dabei sind, Schulen zu gründen, Bildung und Können zu verbreiten. Das ist echte deutsche Art. Die Franzosen gründen dafür Schaubühnen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Arbeit hingewiesen, die verschiedene Gesellschaften im Dienste unsrer gefangnen Brüder und Feinde leisten, wie die Deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung, die Deutsche Christliche Studentenvereinigung, die Christlichen Vereine junger Männer und die „Evangelische Blätter-Vereinigung". Diese letztere Vereinigung hätte sich auch einen besseren Namen geben können. Was ist das für ein Ding: Blättervereinigung? Eine halbe Million Bücher und Schriften sind von ihnen schon versandt und unendlich viel Segen ist damit gestiftet worden. Der Gefangne hat nur einen guten Freund, der ihn überall hin begleitet: das Buch. Helft darum mit, daß es unsern Brüdern in der Gefangenschaft, wie denen im Feld, nicht an Büchern mangle. Karl Fritzler

In diesen Tagen haben wir alle den Aufruf zu einer Volksspende für die deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen gelesen. Da wird ein Jeder gern tun, was er kann. Wir ergänzen die vorstehenden Bemerkungen noch durch den Hinweis auf: A. W. Schreiber, **Die Seelsorge an den Kriegsgefangenen in Deutschland** (Leipzig, Dörffling und Franke, 19 S., auf der letzten Seite Annahmestellen von religiöser Literatur für Gefangene) und durch nochmalige Empfehlung des inhaltreichen Mai-Doppelheftes der **Eiche** (Berlin O 17 Fruchtstraße 64, 2 Mk.). Je länger der Krieg dauert, desto schwerer wird das Los der Gefangenen und Festgehaltenen überall, desto größer muß unser Eifer werden, ihnen dies Los zu erleichtern.

Ein interessantes Kapitel über „die Gefangenenlager in den Cevennen" enthält das Buch des Schweden Fredrik Böök: **Im französischen Kampfgebiet.** Reisebericht eines Neutralen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler. 128 S. 1,50 Mk. „Deutsche Soldaten in der Gefangenschaft" hat der Verfasser freilich nicht gesehen, aber doch Polen, die sich begreiflicherweise besonderer Aufmerksamkeit erfreuen. R

Was muß unsere Kirche im gegenwärtigen Kriege lernen? Von Dietrich Graue. Sonderabdruck aus den Protestantischen Monatsheften 1916, Heft 4. Leipzig, Heinsius. 13 S. 40 Pfg.

Ein mutiges Bekenntnis zur Volkskirche. Auch bei der Verbindung von Staat und Kirche können beide rein ihrer Idee gemäß sich verhalten: trotz einzelner „Fälle" hat der Pfarrer gerade so viel Freiheit, als er in Anspruch zu nehmen das Herz hat. Was die Kirche lernen muß, ist eine bessere psychologische Darbietung des Christentums und die Kunst, deutlicher zu zeigen, auf welchen Wegen die Liebe im Kriege wie im Frieden zu wandeln hat. Weniger wird der Verfasser auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, wenn er im Gottesdienst an die Stelle des Apostolikums das echtreformatorische Bekenntnis, die Augustana, setzen will, die sich doch allein schon ihres Umfangs wegen nicht zur kultischen Vorlesung eignet und also zerstückelt werden muß. Aber diese Einzelheit beeinträchtigt den Wert der Schrift nicht, die viel treffliche Gedanken bringt und durch ihren frischen, frommen Ton überzeugt. Ewald Stier

Kriegs-Literatur.

Ferdinand Avenatius: Das Bild als Verleumder. Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Mit 72 Abbildungen. 151. Flugschrift des Dürerbundes. 31.—50. Tausend. München, Georg D. W. Callwey. 78 S. 1,20 Mk.

Theodor Birt: Vom Krieg umgeben. Vaterländische Aufsätze und Erzählungen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 198 S. 1 Mk.

Waldemar Bonsels: Die Heimat des Todes. Empfindsame Kriegsberichte. München, Schmidkunz. 125 S. 1 Mk.

Fredrik Böök: Im französischen Kampfgebiet. Reisebericht eines Neutralen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Friedrich Stieve. Berlin, Mittler und Sohn. 128 S. 1,50 Mk.

Max Dessoir: Kriegspsychologische Betrachtungen. Zwischen Krieg und Frieden 37. Leipzig, Hirzel. 47 S. 1 Mk.

Diplomaticus: Aus Brüssels kritischen Tagen. Erlebnisse und Betrachtungen eines Neutralen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 150 S. 1,25 Mk.

Friedrich Spitta: Ernte-Bittgottesdienste und Erntedankfest. Eine liturgische Feier am Erntefeste. Ein Blatt für die Gemeinde: Text der Gesänge und Reihenfolge der Feier. Partiepreise: 15 Stück je 6 Pfg., 50 St. je 5 Pfg., 100 St. je 4 Pfg., 1000 St. für 30 Mk. — Anleitung hierzu, wie zu Ernte-Bittgottesdiensten von Fr. Spitta wird kostenfrei beigegeben. Beide Blätter zur Probe liefert der Verlag von Vandenhoeck u. Ruprecht in Göttingen gegen Voreinsendung von 13 Pfg.

Ulrich Steindorff: Kriegstaschenbuch. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Leipzig und Berlin, Teubner. 346 S. 3, gebunden 3,50 Mk.

Rudolf Wintermann, Militärpfarrer: Gott, Freiheit, Vaterland. Zehn Kriegspredigten. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt. O. Goedel. 56 S. 65 Pfg.

Chronik der Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. 8. Band. Vom 21. August bis 30. September 1915. Mit Namen- und Sachregister über Band 5—8 nebst 4 Bildnissen und 1 Kärtchen. München, C. H. Beck. 483 S. 2,80 Mk.

Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. 21. Lieferung. März 1916. Leipzig, Felix Meiner. 246 S. 3 Mk.

Kleine Mitteilungen. Die französische Revue vinicole schreibt: „Der Kampf gegen den Alkohol ist ein Werk der Deutschen, die die französischen Soldaten demoralisieren wollten. Deutschland will den Alkohol für den alleinigen Gebrauch seiner Truppen haben, während die französischen Truppen durch Mineralwasser und erschlaffenden Lindenblütentee geschwächt werden sollen ... Im Fall einer Cholera ist Frankreich dann aller Spirituosen beraubt und nicht imstande, die Epidemie schleunigst zu bekämpfen ... [Die Unpopularität der französischen Generäle sei wahrscheinlich auch ein Ziel der deutschen Agenten. Zum Glück aber habe der Patriotismus des Weinhandels die Situation gerettet.] Er hat eine Armee deutscher Spione und Abgesandter in die Flucht geschlagen, die die Franzosen zu verunreinigen suchten. Der Plan dieser Intriganten war geschickt ersonnen, sein Gelingen aber ist mißglückt. »Wie kann man die französischen Generäle unpopulär machen?« fragte sich ängstlich die verdächtige Bande. Mein Gott, die Antwort war leicht. »Indem man den Soldaten die erquickende Zerstreuung der Kneipen verbietet« sagten sich die deutschen Agenten. Aber sie hatten ohne den »bewundernswerten Patriotismus des Weinhandels« gerechnet, der bei den Behörden energisch die unverjährbaren Rechte des Alkohols zu beanspruchen wußte — und »so Deutschland zur Defensive zwang«. Die deutsche Diplomatie wird also nicht imstande sein, unser Land zu verwirren. Nachdem die deutschen Manöver aufgedeckt worden sind, werden sie wohl bald ein Ende nehmen. Bravo den Kneipenwirten! Ehre dem Branntwein, der die Herzen der Soldaten erwärmt! Ruhm den Schnäpsen, die unsere Soldaten stärken und die den Mut der tapferen Frau, die traurig die Rückkehr ihres einberufenen Mannes erwartet, aufrecht erhält. Ein Tropfen Branntwein verhindert viel Schluchzen unter den jetzigen Umständen; er ist ein besserer Trost als die Reden der Advokaten." So gibt das zuverlässige „Literarische Echo" Heft 19 Sp. 1217 wieder, was es in Frankreich gefunden hat. Man ist versucht zu glauben, das sei die furchtbar ironische Sprache eines Alkoholgegners. Aber es ist die Leistung eines Interessentenblattes. Eine vergleichende Geschichte des Kampfes um den Alkohol in diesem Kriege wird erst nach dem Kriege geschrieben werden können. Aber sie wird überaus lehrreich sein.

Das Stanislauer Kinderheim befindet sich zum Teil noch in Gallneukirchen; was wieder in Stanislau neu gesammelt war, wurde nach Worochta im obern Pruthtal in Sicherheit gebracht. Das ist eine einfache Sommerfrische in den Bergen an der ungarischen Grenze.

Der Streit um das altniederländische Dankgebet scheint aufs beste dahin zu verlaufen, daß beide Fassungen: die treue Buddesche und die Umdichtung von Joseph Weyl nebeneinander gebraucht werden. Dazu hilft vortrefflich die Ausgabe von Breitkopf und Härtel: Wir treten zum Beten, Danklied für Kriegs- und Friedenszeiten. 4 S. 5 Pfg. Bei 300 Stück 4, von 500 ab $3^1/_2$ Pfg. Das Blatt enthält 1. das Dankgebet selbst nach Adrianus Valerius von Karl Budde mit einstimmigem Satz; darunter 2. den „neuen Wortlaut" von Weyl; ferner 3. die Bearbeitung für gemischten Chor von Julius Röntgen mit dem Buddeschen Text. Im gleichen Sinne hat z. B. auch das Konsistorium Magdeburg beide Texte empfohlen.

Ein freundlicher Stern führt immer wieder die Freunde der Dorfkirche in das Philippshaus zu Marburg. Diesmal — am 26. und 27. v. M. — war der vertrauliche Kreis der Getreuen stark erweitert; eine ganze Anzahl katholischer Pfarrer war zugegen und nahm an den Beratungen Teil. Zuerst stand Grundtvigs Volkshochschule im Mittelpunkt: was können wir von ihm und von den Dänen für unsre ländliche Bevölkerung lernen? Ein Hesse aus dem Großherzogtum, der sich gründlich in das Werk Grundtvigs vertieft hatte, und ein Kundiger aus Nordschleswig berichteten. Am andern Tage schilderte uns berufenster Mund aus München-Gladbach, wie von katholischer Seite an Bildung und Erziehung des Landvolkes gearbeitet wird. Um Beschlußfassung handelte es sich nicht, aber auch nicht um müssiges Spiel; wills Gott wird die Verhandlung ihre Frucht bringen. — Man kann nur wünschen, daß der Kreis seine Vertraulichkeit behält. Aber unbegreiflich ist doch, daß in andern Teilen des Vaterlandes diese Dorfkirchenbewegung nicht viel mächtiger eingeschlagen hat. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 23. Berlin 1915/16 — Die Schweizer Pfarrer und der Krieg — Verschiedenes: Ein „Betriebsunfall"; Patrona Bavariae; Personalien.

Nr. 25. Die Kirche nach dem Krieg — Gemeinschaftsbewegung 1915 (Schluß des II. Teils) — Der Krieg: Beschluß der evangelischen Kirche in Siebenbürgen — Zum Dekret der Erhebung Marias zur Patrona Bavariae — Brüdermission in Deutsch-Ostafrika — Gute Bücher für unsere Soldaten — Berliner Kirchensteuerwesen — Verweigerung des Heeresdienstes aus religiösen Gründen.

Cand. theol., Schweizer, z. Z. Student in Marburg, sucht Stellung als Hauslehrer od. dgl. für August bis Oktober. Nachrichten erbeten unter **H S** an den Verlag.

Suche zum 1. September
Junges Mädchen
möglichst Kindergärtnerin, nicht unter 19 Jahren, oder
Junge unabhängige Frau
evangelisch, mit Töchterschulbildung, gesund, heiter, energisch, zur Hülfe bei der Pflege und Erziehung meiner 5 Kinder 2—13 J. Kenntnisse im Nähen und Schneidern erforderlich. Familienanschluß, gutes Gehalt, Küchen- und Zweitmädchen vorhanden.
Frau **Paul Weyermann, Dülken** bei Krefeld

Ermäßigung bei Wohnung und Kurgebrauch erhalten **kurbedürftige evangelische Geistliche,** wenn sie die Abhaltung von mindestens **3 Kurgottesdiensten** im August bis Mitte September in Thermalbad Hofgastein übernehmen. Näheres durch **Hermann Nägelsbach,** Buchhändler, **Hofgastein** (Salzburg).

Älteres Fräulein, Kindergärtnerin I. Kl., tüchtig und erfahren im Stadt- und Landhaushalt, Einmachen pp. sucht Stelle.
H. Wolf, Frankfurt a. M. S, Vogelweidstraße 31

Für unsre **französische Hilfslehrerin,** Schweizerin, staatlich geprüft, auch befähigt zum Unterricht in Zeichnen und schwedischer Gymnastik, seit März 1914 an unserer Anstalt tätig, suchen wir auf 15. Juli oder 1. August Stellung als **Lehrerin** oder **Gesellschafterin.** Sie kann bestens empfohlen werden.
Ev. Privatschule und Töchterheim Zell (Wiesental)
Dekan H. Specht, Frl. Baumgartner

17jähriges Mädchen aus guter Familie, durch Familienunglück gezwungen, möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen, **sucht Beruf,** am liebsten mit Familienanschluß bei oder in Frankfurt (Main). Das Mädchen ist durchaus zuverlässig, gesellschaftlich gewandt, hat Vorkenntnisse im Röntgen und Krankenbehandlung, wäre daher als Röntgenschwester in Privatklinik sehr geeignet und ist dazu auch sehr geneigt. Auch andrer Beruf (Sekretärin o. ä.) und andre Bedingungen würden angebotenenfalls gern übernommen. Wer kann schnell raten und helfen? Antwort bis 15. Juli erbeten unter **A 18** an die Geschäftsstelle der Christl. Welt.

Die in Nummer 25 dieser Zeitschrift **für Volksabende empfohlenen Kriegsgedichte und Liedersammlungen von F. Schön sind bei M. Mundt, Pölitz i. Pom., erschienen.**

Ins Feld schicken!

Zwei Schicksalsfragen:

1. Vom Schicksal der Werte
2. Vom Werte des Schicksals

von

Paul Jaeger
Stadtpfarrer in Freiburg i. B.

81 Seiten 1 Mk.

Ueber den 1. Vortrag, der im September 1915 erschien und schnell vergriffen war, schreibt „Die Hilfe" in Nr. 9:

Ich wüßte kaum eine Schrift, die geeigneter wäre, sie den suchenden Gebildeten ins Feld zu schicken, weil hier der Gegensatz der brutalen „Wirklichkeit" zur Welt der geistigen und sittlichen Werte mit ungewöhnlicher Feinheit erörtert und – überwunden wird.

Der 2. Vortrag (Chr. W. 1915 Nr. 51, 52) ist aus demselben Sinn und Geist entstanden. Beide Vorträge sind in eine Broschüre vereinigt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung von 1.10 Mk. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Unentgeltlich und postfrei erhält jeder Bücherfreund einen 64seitigen illustrierten Katalog von

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

In über 100 Bändchen zu je M. 1.25, belehrender und unterhaltender Lesestoff in anregender Darstellung :: Besonders beliebt bei unseren Feldgrauen

Quelle & Meyer, Leipzig, Kreuzstr. 14

Politische Kriegsfürsorge

Von

Kurt Wolzendorff

Privatdozent der Rechtswissenschaft in Marburg

50 Pfennige

Was heißt:

„Liebet eure Feinde"?

Ein Wort der Beruhigung in Kriegszeiten

von

Theodor Birt

Professor der klassischen Philosophie in Marburg

Preis 40 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Vor. . asendung des Betrags mit Porto (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Im Stiftungsverlag-Potsdam ist soeben erschienen:

Die Frau, wie sie sein soll!

Von H. Schöttler
Generalsup. von Ostpreußen

5 Pf. Porto 3 Pf. 50 Expl. je 4 ½ Pf. 100 Expl. je 4 Pf.

Altest. Text 8—12 S. p. Trin.

Das Juli-Heft der

Pastoralblätter

für Predigt, Seelsorge und kirchliche Unterweisung,
hrsg. von Pfr. Lic. A. Neuberg,
ist soeben erschienen.

Probeh. kostenfr., Semester 4,25

Verlag von
C. Ludwig Ungelenk, Leipzig

Soeben erschien:

Hofpred. Pfarrer Kessler Werden und Wirken!

Achte Sammlung der Kriegspredigten und Reden

75 Pfennige

C. Ludw. Ungelenk, Verlag, Dresden 1

Ins Leben hinaus!

Konfirmandenbüchlein

von Pastor Dr. K. A. Busch
Joh. Schreitmüller, Dresden-N
70 S. 60 Pf.

„...Das Büchlein ist sehr anziehend und verständlich geschrieben und scheint mir vortreffliche Dienste leisten zu können..."
Prof. D. Joh. Bauer

„...ich habe das Konfirmandenbüchlein Seite für Seite durchstudiert und großen Gefallen daran gefunden. Der Aufbau ist sehr geschickt usw."
Schulrat Prof. Dr. Reukauf

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung in TÜBINGEN

Weitere Beiträge zur Verwertung der Flechten

Von

Professor **C. Jacoby**, Tübingen

Groß 8 1916 M. —.60

Unter der Presse

Die im vorigen Jahr erschienenen Schriften von Carl Jacoby über die Flechten Deutschlands und Oesterreichs als Nähr- und Futtermaterial, sowie speziell über die Renntierflechte und ihre Verwertung als Futter haben viel Beachtung gefunden. Die neue Schrift erweitert das Bild der Verwendungsmöglichkeit der Flechten als Nähr- und Futtermaterial ganz wesentlich.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 440 173 790 M. Vermögensbestand 183 974 494 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1915: 2 479 882 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½% der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen

Wer **München** als Kunststadt besuchen will, steigt gut ab

PENSION EPPELSHEIM SCHWANTHALERSTRASSE 63 II/III

Nähe Hauptbahnhof, ruhige Lage, Telefon, kein Strassenbahnverkehr.

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE

HAUS TANNENBERG **HEIDELBERG** HAUSACKERWEG 22

(früher **Michelstadt i. O.**)

Eigenes Haus nahe dem Walde in staubfreier Lage

1. Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.
2. Aufnahme schulpflichtiger Kinder vom 6. Jahre ab in die dem Töchterheim angegliederte Kinderabteilung.

Satzungen über Eintrittsbedingungen und Erziehungsgrundsätze durch die Vorsteherinnen **Chr. Amersbach** und **A. Philippe**.

Lebensberuf

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein bildet ernstgesinnte, evangelische **Töchter gebild. Stände** im Alter von 20—30 J. unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in Kranken-, Gemeinde- u. Wohlfahrtspflege aus. Gepr. Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen wird ev. ½ Jahr der Ausbildung erlassen. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Invaliditäts- und Alterspension. Aufnahme 1. April und 1. Oktober. Anfragen mit Rückporto an Schwester

Carmen Beyreis, Köln-Lindental, Klosterstraße 63.

„Schertlinhaus" Burtenbach

bei Augsburg-Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

I. Höhere Mädchenschule. 6 Klassen, modern pädagogisch geleitet.
II. Haushaltungs- und Gartenbauschule für Töchter gebildeter Stände.

Beide Schulen werden über die Kriegsdauer mit vollzähligem Lehrpersonal weitergeführt

Eintritt jederzeit. — Auf Wunsch illustrierter Prospekt und Referenzen

Direktion: **Ernst Zech**, Kgl. Pfarrer und Frau **Luise Zech**, geb. Mehl.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.